

Literatur-Rundschau

Klaus Arnold: Qualitätsjournalismus. Die Zeitung und ihr Publikum. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2009 (= Forschungsfeld Kommunikation, Band 28), 600 Seiten, 59,00 Euro.

Je steiler es mit der journalistischen Qualität und mit der Zahlungsbereitschaft für journalistische Leistungen bergab geht, desto zahlreicher und voluminöser werden offenbar die wissenschaftlichen Analysen, die sich mit journalistischer Qualität befassen und diese zu „retten“, zu sichern oder gar zu verbessern trachten. Klaus Arnolds Habilitationsschrift reiht sich in diese einerseits löblichen, andererseits bislang frustrierend wirkungslosen Forschungsarbeiten nicht nur ein; sie ragt in vielerlei Hinsicht über vorangehende Studien hinaus, die in eine ähnliche Richtung zielten.

Das Opus gliedert sich in vier Teile, von denen, jeder für sich genommen, bereits eine beachtliche Forschungsleistung darstellt. Arnold, der an der Katholischen Universität in Eichstätt forscht und lehrt, unternimmt den ambitiösen Versuch, die bisherigen Forschungstraditionen und den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs zusammenzufassen (1. Teil) und die bisherigen Forschungsansätze zu einem „integrativen Qualitätskonzept“ (2. Teil) weiter zu entwickeln. Sodann verengt sich der Fokus, wie vom Untertitel „Die Zeitung und ihr Publikum“ avisiert, auf den Dinosaurier Tageszeitung und deren Leserinnen und Leser, wobei Arnold zunächst neuerlich den Forschungsstand zur Publikumsforschung, also zur Zeitungsnutzung, zum Leseverhalten und

zu den Erwartungen der Zeitungsleser präsentiert (Teil 3), um dann im letzten Abschnitt eine eigene empirische Studie zu präsentieren, die anhand von Leitfadeninterviews und einer repräsentativen Telefonumfrage der Frage nachspürt, welche Qualitätskriterien für die Publika mehr oder weniger wichtig sind. Wie viel Forscherfleiß in der Arbeit steckt, davon zeugt allein schon ein rund 60 Druckseiten starkes Literaturverzeichnis.

Wer sich also über die sich verästelnde wissenschaftliche Fachdiskussion zur journalistischen Qualität einen insgesamt soliden Überblick verschaffen möchte, der wird bei Arnold fündig – auch wenn im Detail dann doch das ein oder andere kritisch nachzutragen wäre. So hat sich der Rezensent beispielsweise darüber gewundert, wie seine eigenen Beiträge zum Qualitätsdiskurs in Deutschland rezipiert wurden: Der erste Anstoß von 1992, in dem Qualitätskriterien entwickelt wurden (und der auch jenes Zitat vom „Pudding, der sich nicht an die Wand nageln lässt“ enthält, das sich in der Qualitätsdiskussion verselbstständigt hat wie kaum ein anderes), findet sich nicht dort, wo er eigentlich aufgenommen werden müsste: weder im Überblickskapitel über den „Qualitätsdiskurs“ noch in einem Abschnitt über die „journalistisch-analytischen Ansätze“ zur Qualitätsforschung. Dafür wird diese Arbeit dann später in einem Kontext gewürdigt, wo sie eigentlich nichts zu suchen hat: in einem Unterkapitel zur „Umsetzung“ und zur redaktionsexternen Qualitätssicherung (S. 123ff.).

Allenfalls für theoretisch verteilte Insider dürfte der zweite Teil mit Gewinn zu lesen sein. Praktiker werden hier eher verwundert den Kopf schütteln, wie weltfern Wissenschaftler auf die Niederungen der Praxis blicken, die sich in zweiter bzw. dritter Generation der Systemtheorie bzw. dem Versuch verschrieben haben, diese in der Tradition von Giddens und Schimank mit Akteurtheorien zu verkoppeln. Vielleicht ist an dieser Stelle die Frage aufzuwerfen, wozu solche Höhenflüge noch gut sein sollen, welchen Erkenntnisfortschritt sie verheißen – und ob es nicht an der Zeit ist, eine „kopernikanische Wende“ herbeizuführen und die Systemtheorie (und den damit verbundenen, allzu deutschen wissenschaftlichen Sonderweg) allmählich durch Ansätze zu ersetzen, die in der Praxis, in der empirischen Forschung sowie international „anschlussfähig“ sind.

An dieser Stelle vermisst zumindest der Rezensent schmerzlich, wie wenig von Arnold Anstöße für den Qualitätsdiskurs aufgenommen wurden, die in jüngster Zeit von der Ökonomik als Forschungsmethode ausgingen (nicht zu verwechseln mit der Medienökonomie als Forschungsfeld, deren Erkenntnisse Arnold in aller Breite aufnimmt). Spannend zwar, wenn gegen Ende des zweiten Abschnitts, in dem Arnold sein integratives Qualitätskonzept entwickelt, er schließlich der Frage nachspürt, welche Hindernisse es bei der Umsetzung gibt und weshalb Medienorganisationen relativ locker mit einer „Spaltung zwischen formaler Struktur“, die Qualität einfordert, „und tatsächlichem Handeln“ leben können, das allein auf Effizienz und Kostenersparnis zielt. „Offene Konflikte zwischen

Struktur und Handeln“, so Arnold, „werden weitgehend vermieden, verschwiegen oder übersehen. Es wird ein Klima geschaffen, in dem alle davon ausgehen, dass Angestellte und Manager ihre Rollen richtig ausführen und ihr Bestes geben [...]“. Da alle Organisationen in einem gesellschaftlichen Teilsystem ähnlichen Bedingungen unterliegen, die Mitarbeiter ähnlich sozialisiert sind, es keine sicheren technologischen Erfolgsrezepte gibt und die Anforderungen der Umwelt für eine gewisse Unsicherheit sorgen, gibt es eine Tendenz zur gegenseitigen Nachahmung und somit zur strukturellen Konformität.“ Um möglichst profitabel zu wirtschaften und sich gleichwohl gesellschaftlich zu legitimieren, sei es „einerseits sinnvoll, die Einhaltung von Qualitätsnormen zu inszenieren, andererseits aber möglichst nach ökonomischen Effizienzkriterien zu produzieren“ (S. 226).

Damit hat Arnold sicher recht, und sein Rückverweis auf den Neo-Institutionalismus von John Meyer und Brian Rowan an dieser Stelle ist hilfreich. Aber andere Forscher, vor allem Ökonomen, bieten eben konkretere Erklärungsmuster an, um solche Diskrepanzen zwischen guten, qualitätssichernden Absichten und tatsächlichem, eben meist eigeninteressiert-zweckrationalem Verhalten der beteiligten Akteure zu erklären – zu nennen sind zum Beispiel Anthony Downs' grundlegende Arbeiten, wie eigeninteressierte Akteure bürokratische Apparate aushebeln („Inside Bureaucracy“), sowie zum Herdentrieb („Issue Attention Cycle“), Akerlofs Theorie der „Markets for Lemons“, aber auch die Prinzipal-Agenten-Theorie und die Spieltheorie („Gefangenendilemma“).

Für Medienpraktiker, die am Qualitätsmanagement und an der Qualitätssicherung interessiert sind, bietet vor allem Arnolds Publikumsbefragung wertvolle Hinweise – allerdings mit der Einschränkung, dass die Daten inzwischen vier Jahre alt sind, was zu „Normalzeiten“ gerade noch verkraftbar wäre, aber in Umbruchphasen, in denen die Publika scharenweise zu neuen Medien und zu „social networks“ überlaufen, eben doch ein sehr langer Zeitraum ist. Immerhin, eine Reihe von Einsichten dürften auch jetzt noch Gültigkeit beanspruchen: So kritisieren Zeitungsläser mangelnde redaktionelle Unabhängigkeit und wünschen sich, dass die Journalisten mehr heiße Eisen anpackten. Gut ein Drittel der Befragten hat den Eindruck, ihre Zeitung sei von politischen, wirtschaftlichen und anderen Gruppierungen beeinflusst, und gut ein Viertel vermisst mutigen Journalismus. Entgegen landläufiger Ansicht messen die Befragten außerdem der inhaltlichen Unterhaltsamkeit sowie dem anregenden Layout eine relativ geringe Bedeutung bei.

Die Gesamtwertung: Fraglos positiv, trotz der skizzierten Irritationen. Wissenschaftler stoßen bei Arnold auf einen Meilenstein im Forschungsdiskurs, an dem sie bis auf Weiteres nicht vorbei können – und der absehbar auch die Qualitätsforschung inspirieren wird. Ein wegweisender Satz sei noch nachgeschoben: „Es reicht nicht aus, wenn journalistische Angebote Qualitäten erfüllen, die eine aktuelle, sozial relevante und faktische Selbstbeobachtung der Gesellschaft mit hoher Anschlussfähigkeit ermöglichen [...]“. Es kommt auch darauf an, dass diese Angebote so gestaltet werden, dass sie vom Publikum akzeptiert

werden“ (S. 222f.). Wie nahe sich Qualitätsjournalismus und Qualitätsforschung mitunter sind, mag erlauben, wer dieses Statement von Arnold umformuliert und auf die Qualitäts-Forscher selbst bezieht: Forschung hätte demnach nicht nur „eine aktuelle, sozial relevante und faktische Selbstbeobachtung der Gesellschaft mit hoher Anschlussfähigkeit“ zu ermöglichen, sie sollte vielmehr ihre Angebote so gestalten, dass die Medienpraxis damit etwas anfangen kann. Davon ist der derzeitige wissenschaftliche Qualitätsdiskurs womöglich leider weiter entfernt, als es die ersten systematischen „Gehversuche“ Anfang der neunziger Jahre waren.

Stephan Russ-Mohl, Lugano

Karin Wahl-Jorgensen/Thomas Hanitzsch (Hg.): *The Handbook of Journalism Studies*. New York, London: Routledge 2008, 472 Seiten, 40,00 £, 80,00 \$.

„Journalistik, ein Leerfach“, so ätzte im August diesen Jahres Detlef Esslinger in der „Süddeutschen Zeitung“: Angehende Reporter sollten „ein Fach von Belang“ studieren, bitte aber „auf keinen Fall die Disziplin, die nach ihrem Traumberuf benannt ist“. Hätte sich Esslinger die Mühe gemacht, etwa in das vorliegende Handbuch zu blicken, so hätte er sehr vieles entdecken können, das gerade auch für Journalisten „von Belang“ – und studierenstwert – ist.

Die beiden Herausgeber haben 30 Aufsätze von 46 Wissenschaftlern zusammengetragen, darunter viel Forscherprominenz wie Maxwell McCombs und Donald Shaw, Michael Schudson, Pamela J. Shoemaker und Lee B. Becker, David Weaver, John Nerone und John Hartley.

„This handbook seeks to provide a sense of what we know about one of the most important social, cultural, and political institutions: journalism“ (S. 3). So legen die an der Universität Cardiff lehrende Karin Wahl-Jorgensen und ihr Zürcher Herausgeberkollege Thomas Hanitzsch ihren Anspruch zu Beginn der Einleitung dar. „Journalism Studies“ respektive Journalistik soll als eigene wissenschaftliche Disziplin vorgestellt werden – freilich mit enger Anbindung an „Mass Media“ beziehungsweise Kommunikationswissenschaft.

Gegliedert ist das Buch übersichtlich in fünf Sektionen. Nach vier einleitenden Texten zum Generalthema „Introducing Journalism Studies“ über die Geschichte des Journalismus und seiner Erforschung, die Entwicklung der akademischen Journalistik und Anforderungen an diese sowie Tendenzen der Journalistenausbildung stehen zunächst verschiedene Aspekte der „News Production“ im Blickpunkt. Geboten werden prägnante Überblicksdarstellungen etwa zur Gatekeeperforschung, zum Ideal der journalistischen Objektivität, zur Abhängigkeit von respektive dem Umgang mit Quellen, zu Entwicklungen des crossmedialen Journalismus und zur Bedeutung von Routinen in der Berichterstattung.

Die dritte Sektion ist dann dem „News Content“ gewidmet – mit vertiefenden, allesamt hochaktuellen Einblicken etwa in die Forschungsfelder Agenda Setting, Nachrichtenwertforschung, Framing und einer kritischen Betrachtung der Kommerzialisierung des Nachrichtenwesens. Dabei steht Politikberichterstattung stark im Vordergrund – andere

Ressort werden kaum thematisiert. Unter der Überschrift „Journalism and Society“ werden dann rechtliche Rahmenbedingungen, journalistische Ethik und Konzepte des Citizen Journalism vorgestellt wie auch Grundfragen zum Verhältnis von Journalismus und Demokratie oder Journalismus und Populärkultur behandelt. Und die letzte Sektion bietet schließlich Einblicke in das weite Feld der „Journalism Studies in a Global Context“. Internationale Ansätze des Kriegs- und Friedensjournalismus werden hier ebenso beleuchtet wie Konzepte des anwaltschaftlichen und des Development Journalism, Grundprobleme des Journalismus im Zusammenhang mit Aspekten der Globalisierung werden behandelt, Hanitzsch selbst liefert einen sehr informativen Überblick über Stellenwert und Entwicklung international vergleichender Studien in der Journalismusforschung und anderes mehr.

Aufgebaut sind alle Beiträge nach dem gleichen Muster: Nach knappen Definitionen und Vorstellungen wesentlicher Forschungsfragen wird die Forschungsentwicklung zum jeweiligen Untersuchungsobjekt nachgezeichnet, dann werden meist kurz wesentliche Studien angesprochen, Methodenfragen angerissen und schließlich luzide Forschungsausblicke geboten – wobei auch Forschungslücken und Desiderata klar aufgezeigt werden. Nachhaltig kritisiert wird etwa die Fokussierung der Forschung auf „mainstream journalism“, bezogen vor allem auf Elitenationen, führende Medienorganisationen und prominente Journalisten. Immer wieder wird die Dominanz der anglo-amerikanischen Forschung deutlich – auch anhand der Autoren.

Allein 24 Beiträger forschen und lehren an Universitäten im „Mutterland der Journalismusforschung“, den USA. Elf arbeiten an britischen Universitäten, drei an deutschsprachigen (neben Hanitzsch Jörg Matthes, ebenfalls Zürich, und Thorsten Quandt aus Hohenheim). Der damit einhergehende „Western Bias“ wird immer wieder (selbst-)kritisch moniert, ein Mangel an international vergleichenden Studien bei vielen Themengebieten konstatiert, eine „De-Westernizing“ (S. 428) der Journalismusforschung im letzten Aufsatz des Bandes von den südafrikanischen Forschern Herman Wasserman und Arnold S. de Beer explizit gefordert. Journalism Studies seien zwar eine „extremely diverse scholarly occupation“ (S. 7), was in dem Band auch deutlich wird, doch müsse die Forschung zukünftig wirklich kosmopolitisch werden „by paying more attention to regions of the world that remain largely unattended by journalism researchers“ (S. 13) insbesondere aus der Südhemisphäre.

Kritisch geht so das Lehrbuch mit der eigenen Profession um, und kultur- wie medienkritischen Ansätzen ist auch breiter Raum gegeben mit Aufsätzen etwa zur (mangelnden) Präsenz von Frauen in Redaktionen, zum zunehmenden Dominanzverhältnis der PR gegenüber dem Journalismus und mit einem leidenschaftlichen Plädoyer von S. Elisabeth Bird und Robert W. Dardenne für neue Formen des narrativen Journalismus in der Tradition von New Journalism und Muckraking „to tell stories of consequence that otherwise go untold and that resist government- and corporate-provided terms and themes“ (S. 214).

Insgesamt bietet der sorgfältig komponierte und redigierte Reader

einen hervorragenden Überblick über Entwicklung, Stand sowie internationale Perspektiven der Journalismusforschung – und ist auch im Studium als Grundlagenlektüre gut einsetzbar. So untermauert er den Anspruch: Journalistik, ein Lehrfach!

Markus Behmer, Bamberg

Herbert Schnädelbach: Religion in der modernen Welt. Vorträge, Abhandlungen, Streitschriften. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag 2009, 192 Seiten, 12,95 Euro.

Das Büchlein des Philosophen Herbert Schnädelbach findet Aufmerksamkeit in intelligenten Feuilletons der Zeitungen als kluge Kritik am Christentum und an der Religion, die sich von lautstarken und populistischen Angriffen unterscheiden will, die gegenwärtig ihr so großes Publikum haben. Bis auf zwei Originalbeiträge enthält es Veröffentlichungen aus den Jahren 2000 bis 2006. Wir erinnern uns: Es begann mit dem Paukenschlag des Philosophen und Hegel-Fachmanns vom „Fluch des Christentums“, von seinen Geburtsfehlern und seinem unaufhaltsamen Ende, sofern es die „kritische Vernunft“ nicht opfern will. Der Autor ergänzt seinen damaligen Angriff um ein modifiziertes Nachwort aus dem Jahre 2009, bekräftigt aber seine Überzeugung, der „letzte segensreiche Dienst“ des Christentums könne nur seine „Selbstaufgabe“ sein, die er im modernen Protestantismus als schon weitgehend vollzogen ansieht.

Die einzelnen Texte haben ihrem Genus entsprechend unterschiedliches Gewicht: Abhandlungen zu „Aufklärung und Religionskritik“, zu „Religion und kritische Ver-

nunft“, zu „Ansichten des Atheismus“, zur „Assmann-Debatte“, zur „politischen Theologie des Monotheismus“. Hier spricht der kundige Philosoph mit differenzierenden Argumentationen. Andere Beiträge sind eher flott formuliert, knapp gehalten und für ein größeres Publikum bestimmt.

Durchgehend appelliert Schnädelbach an die Vernunft, und zwar als kritische Vernunft. Unter „den Verheißungen von Freiheit und Verpflichtung zur Wahrheit“ (S. 32) müsse sie aber schließlich zur Selbstaufhebung des Christentums führen. Vernunft müsse als ein „Plural“ verstanden werden. Ein „kognitivistisches Vernunftverständnis“ entspreche nicht der Sache (S. 41). Der Philosoph erhebt in der Debatte zwischen Habermas und Ratzinger (2004) Einspruch gegen Ratzingers These von der „gegenseitigen Reinigung und Heilung“ von Vernunft und Glaube. Das Religiöse gehöre nicht zu den „Bestandsbedingungen“ eines freiheitlichen Staates, die Idee der Humanitas sei heidnisch, das Christentum sei „nicht humanistisch, sondern theistisch“. Die Vernunftkritik sei kein „Privileg der Religion(en)“, was gerade aktuell die divergierenden Sichten der Religionen über die Embryonenforschung zeigen würden (S. 147-152).

Der Autor weist entschieden alle Formen von Fundamentalismus zurück. Er polemisiert auch gegen christliche Dogmen um den Preis eines *sacrificium intellectus* und stellt die Frage, was denn von einer Schrift- und Offenbarungsreligion bleibe, wenn sie nicht mehr „wörtlich“ genommen werden könne, offenbar nichts mehr von ihrem Eigentlichen. Schnädelbach greift insbesondere die katholische Kirche

an, wenn sie den Menschen mit der Verschmelzung von Ei und Samenzelle seinen Anfang („unsterbliche Seele“) nehmen lässt, und er spart sich nicht einen Seitenhieb auf „die Grundsätze der katholischen Sexualmoral“ (S. 58).

Von einem „konfessionellen“ Atheismus mit seiner unvernünftigen Militanz und mit schrecklichen Konsequenzen (Stalin, Hitler) setzt er sich ab. „Der ungläubige Atheist sagt nur: Ich glaube nicht, dass es einen Gott gibt“ (S. 54). Er weist Volker Gerhards und Robert Spaemanns philosophische Gottesbeweise zurück. Ein solcher Gott der Philosophen möge intellektuellen Nutzen, „aber beten kann man zu ihm nicht“ (S. 77). Seine Empfehlung ist ein „dritter Weg“ zwischen Gottesglauben und Atheismus hindurch: „Wir sollten so leben, dass wir die Existenz eines gerechten und gütigen Gottes durch unser Tun glaubwürdig machen und erhalten, und im Übrigen diese Frage auf sich ruhen lassen; von einer Antwort hängt dann nichts weiter ab“ (S. 122).

„Die profane Moderne ist unser Schicksal. Wir leben jenseits des Christentums“ (S. 127), heißt seine Botschaft. Der säkularisierte Staat „ist das Ergebnis der Verrechtlichung einer bürgerlichen aufgeklärten Lebenswelt“. Das Religiöse dient keiner Legitimation der Gesellschaft. Der Staat hat es „in die Privatheit entlassen und schützt es dort“ (S. 137). So polemisiert Schnädelbach gegen eine Inanspruchnahme der Kirche für die Gesellschaft. „Lieber keine Religion...“, solle für den „öffentlichen Raum“ gelten (S. 139).

Der Verfasser bringt Fragen um das Christentum heute auf den Punkt, bedient aber auch antikirch-

liche Gefühle, gerade bei denkenden Menschen. Kein verantwortlicher Mensch in der Kirche will den säkularen Staat infrage stellen. Aber viele in Kirche und Gesellschaft sehen, dass es uns gut tut, wenn Religion – immer im Raum der Freiheit – eine öffentliche Rolle in Bereichen der Gesellschaft spielt. Was soll die eines Philosophen unwürdige billige Polemik gegen kirchliche „Dogmen“, gegen die „Seele“, gegen die Stimme der Kirche zu Moral und Sexualität?

Der Philosoph könnte sich hier durchaus informierter zeigen. Christliches Offenbarungsverständnis entspricht nicht „fundamentalistischen“ Vereinfachungen, als sei Gottes Wort vom Himmel gefallen, sondern nimmt den realen Menschen in seiner Geschichte auf.

Man wird im Beitrag „Der fromme Atheist“ (S. 78-85) Schnädelbach selber entdecken dürfen, einen Menschen, dem Gott abhanden gekommen ist, der es aus intellektueller Redlichkeit ablehnt zu glauben, der aber nicht einfach abstreift, was er verloren hat und der auch nichts von einem Christentum als „weichgespülten Geborgenheitsreligion“ halten kann. Man wird diesem Menschen Respekt und Sympathie nicht verweigern, aber ihm doch entgegen halten: Die Alternative zu einem Christentum, das sich selber anschafft, ist nicht ein „Fundamentalismus“ um den Preis der Vernunft, sondern gerade das biblisch begründete, in der Person Jesu Christi konzentrierte, im Raum der großen Kirche verwahrte Christentum mit seinen provozierenden Herausforderungen. Diese können zur „Todsünde“ im Sinne von Schnädelbach pervertiert werden, sie bedürfen immer auch der Reinigung und des vernünftigen Verstehens.

Weniger polemisch eingestellt, mit mehr Sensibilität, mit etwas mehr Kenntnis einer großen Theologie könnte der Philosoph wissen, dass christliche Theologie durchaus mit Verantwortung bei ihrer Sache ist und ihren Dienst an einem Christentum leistet, das seine „Zähne und Klauen“ nicht verlieren will.

Hans-Jochen Jaschke, Hamburg

Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell/Horst Pöttker/Bernd Semrad (Hg.): Journalistische Persönlichkeit. Fall und Aufstieg eines Phänomens. Köln: Herbert von Halem Verlag 2009 (= Öffentlichkeit und Geschichte, Band 3), 488 Seiten, 29,50 Euro.

Der Begriff hat durch Goethe im West-östlichen Divan literarische Weihe erhalten. Selbst Hitler verbreitete sich in „Mein Kampf“ auf seine Art darüber. Und bestsellernde psychologische Wörter- und Handbücher (z. B. Fröhlich 1968ff.) geben Auskunft, dass zahlreiche Autoren quantitative Verfahren zur fachspezifischen Entwicklung der Diagnostik entwickelt haben. Ein Verlagsdirektor, Karl Bringmann von der „Rheinischen Post“, bestand 1982 darauf, die ihm gewidmete und von ihm maßgeblich konzipierte Festschrift zu seinem 70. Geburtstag mit „Die Zeitung als Persönlichkeit“ zu betiteln.

Die 29 Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes, darunter der zu feiernde Emeritus Wolfgang R. Langenbacher, widmen sich bescheidener dem „Fall und Aufstieg“ der journalistischen Persönlichkeit. Walter Hömberg prognostiziert, dass der Begriff zunehmend wieder attraktiv werde. Anlass für die Publikation war das am 19. Oktober 2006 im Studio des ORF und im klei-

nen Festsaal der Universität Wien stattgehabte Symposion. Die Teilnehmer konnten auf eine stattliche Reihe journalistischer Lebensbilder schauen, in denen sich mehr oder weniger manifestiert, was Langenbucher von Paul F. Lazarsfeld (S. 230) zitiert: „ein Mann (!) von hohem Verdienst“, der aufgrund seiner Position in Kontakt mit vielen Personen von Rang oder Zeuge bedeutsamer Ereignisse war oder Autor eines „Falles“, in dem sich eine interessante Situation oder Entwicklung spiegelt. Dass solche Autoren gelegentlich Legenden formulieren, hat Alfred Frankenfeld, Chefredakteur z.B.V. bei Springer und Hamburger FDP-Politiker, in seiner Autobiografie „Zum Sehen geboren“ (1973) bestätigt. Er schildert seine „Begegnung“ mit Stresemann, der beim morgendlichen Spaziergang im Berliner Tiergarten an Frankenfeld vorbeilief. Im Sinne Ulrich Saxers ein Beispiel von „öffentlicher Selbstinszenierung“ (S. 22).

Mit Langenbucher wenden sich die Herausgeber „gewissermaßen im kleinstaatlichen Aufstand“ (Saxer, S. 22) gegen die monoperspektivische Orientierung einer Kommunikationswissenschaft, die sich vor allem systemtheoretisch geriert. Der Band gliedert sich in drei Teile, in denen zehn Beiträge Konzepte, Potenziale, Probleme des Begriffs, elf Beiträge Journalismus, Personen und Persönlichkeiten behandeln sowie sechs Beiträge von der durch Langenbucher gegründeten Wiener Theodor-Herzl-Dozentur angeregt wurden.

Ulrich Saxer spricht dem Konzept „Deutungsoffenheit“, „Politisierbarkeit“ und „Violdimensionalität“ zu. Ergebnis der Analysen ist ein deutliches Bekenntnis zu Journalismus-Kultur oder praktizistischer

Kunstlehre, deren hehre Kategorien durchweg zu Normen führen, wie sie vor allem Emil Dovifat auch in Zeiten der „Camouflage“ vertreten zu können meinte. Der Kommunikationswissenschaft geht es weiterhin um Qualitätsjournalismus, den der zweite Teil des Bandes an gewiss nicht charakteristischen Beispielen vorführt. Langenbucher entdeckt sie als „Zeitzeugen“ (Karl Silex, Theodor Wolff, Fritz Klein), als „Porträtisten“ (Friedrich Stampfer, Bernhard Guttman, Friedrich Sieburg, Albert Oeri, W.E. Süskind, Paul Scheffer, Alfred Polgar, Egon Erwin Kisch, Kurt Tucholsky etc.) oder als „Poeten“ (Hans Sahl, Axel Eggebrecht, Siegfried Kracauer).

Es ist eine Wohltat in vergoogelten Zeiten der allgemeinen Amnesie wenigstens die Namen von „Verführern der öffentlichen Meinung“, die empirisch erhobenen Daten zur „Glaubwürdigkeit“ (S. 266-289) sowie zur „Prominenz“ von Journalisten (S. 290-302) und Neues über historische Beispiele (Neydharten zu Trutz, Anita Augspurg, Ludwig Börne, Martha Gellhorn und Hans Bausch) nachzulesen. Zwei Beiträge führen in die Gegenwart der Bonner und der Berliner Republik. Dazu wird der früh verstorbene Herbert Riehl-Heyse durch den Nachdruck seines 1995 erschienenen Textes geehrt.

Zwar wird der Leser nach der Lektüre nicht genau wissen, was journalistische Persönlichkeit sei. Aber die vielen Aspekte, die der Band vorführt, machen das Thema trotz Bloggen und Twittern auf immer neue Annäherung durch Forschung aus verschiedenen theoretischen und methodischen Ansätzen interessant.

Kurt Koszyk, München

Bertelsmann Stiftung (Hg.): Woran glaubt die Welt? Analysen und Kommentare zum Religionsmonitor 2008. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung 2009, 788 Seiten mit CD-ROM, 49,00 Euro.

Der Religionsmonitor 2008 ist ein von der Bertelsmann Stiftung initiiertes und getragenes Forschungsvorhaben, das sich die Aufgabe gestellt hat, die Präsenz und Wirkmächtigkeit von Religion, Religiosität und Spiritualität auf der bewohnten Erde, der Ökumene also, zu erfassen und zu durchleuchten.

Methodologisch und methodisch ist es ein primär empirisches Instrument, das mittels standardisierter Befragungen (teils telefonisch, teils direkt mündlich, je nach örtlichen Gegebenheiten und Möglichkeiten) Zustände und menschliche Befindlichkeiten zu erfassen bemüht ist. Bei dem Buch, von dem im Folgenden die Rede ist, handelt es sich, wie der Untertitel anzeigt, um den Kommentarband dazu, vergleichbar etwa mit den Synodenumfragen, deren Ergebnisse 1972 unter dem Titel „Zwischen Kirche und Gesellschaft“ erschienen, begleitet vom Kommentarband „Befragte Katholiken – Zur Zukunft von Glaube und Kirche“ (1973).

Der Anspruch des Religionsmonitors bezieht sich auf die ganze Welt, erfasst aber (2008) verständlicherweise nur eine Auswahl, die – ebenso verständlich – europazentrisch ausgefallen ist. Wir finden in ihm behandelt neun europäische Länder, nämlich Österreich, Schweiz, Deutschland, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Polen und Russland; sechs asiatische: Indonesien, Indien, Israel, Südkorea, Thailand und Türkei; drei amerikanische: Brasilien, Guatemala, USA;

zwei afrikanische: Marokko und Nigeria sowie ein ozeanisches, nämlich Australien.

Der Weg zum Forschungsbericht wird dem Leser über drei Zugänge eröffnet: (1) eine beigelegte CD-ROM („Woran glaubt die Welt?“ – Grundauswertung, Methodenberichte, Umfrageprotokolle), (2) den Anhang des Kommentarbandes, der den Fragebogen und eine Grafiksammlung zu den behandelten Ländern dokumentiert, sowie (3) den grundlegenden Beitrag von Stefan Huber: Der Religionsmonitor 2008: Strukturierende Prinzipien, operationale Konstrukte, Auswertungsstrategien. Die übrigen 27 Beiträge sind kommentierender Natur. Ihre Autorinnen und Autoren sind ausgewiesene Wissenschaftler aus Theologie, Religionswissenschaft, Soziologie, Asien- und Afrikawissenschaft, Kulturwissenschaft und Religionspsychologie.

Die Aufsätze sind mehrdimensional geordnet. Neben Länderanalysen (Westdeutschland, Ostdeutschland, nochmals Deutschland [Aspekt Religionslosigkeit], Polen, Spanien, Marokko, Nigeria, Indien und USA) finden wir Ländervergleiche (Deutschland/Österreich/Schweiz [von Paul Zulehner], Frankreich/Türkei [Vergleichsebene laizistische Verfassung], West- und Osteuropa, Großbritannien/Australien, Brasilien/USA/Westeuropa, Lateinamerika) sowie „Thematische Zugänge“, darunter etwa die Fragen nach Religiositätsprofilen, Frömmigkeit und Alter (bzw. Jugend), Populärspiritualität (Hape Kerkeling) sowie jene Frage, die uns ein wenig an das heißeste Thema eines aktuell sein wollenden Religionsmonitors heranführt: „Was glauben Muslime?“ (von Peter Heine und Riem Spielhaus).

Ansonsten bleiben Muslime und Islam (in eben ihrer aktuellen Dimension) unterbelichtet. Die oben angeführte Liste der bearbeiteten Länder zeigt ebenso wie – noch eindringlicher – die auf den vorderen Innen-Cover-Seiten abgebildete Weltkarte, dass die derzeit im Brennpunkt des Interesses stehenden Länder der arabisch-islamischen Zone (inkl. Iran) nicht behandelt werden (konnten). Indonesien ist zwar ein sehr großes islamisches Land, aber ebenso wenig ein typisches wie die Türkei, und auch Marokko und Nigeria gehören nicht zum kämpferischen Kern. So bleibt die längst nicht erledigte Frage nach Samuel Huntingtons „Clash of Civilizations“ (1996) außerhalb der Betrachtungen.

Die Tatsache, dass in manchen Teilen der Erde Umfragen dieses Typs schlicht nicht durchführbar zu sein scheinen, spricht eher für Huntingtons These. Aber selbst wenn die Bertelsmann-Stiftungsforscher die arabisch-islamische Zone hätten einbeziehen können, wäre nicht zu befürchten gewesen, dass ihre Befunde Munition für den Clash geliefert hätten; dies nämlich stünde im Widerspruch zu Zielsetzung, Habitus und Stil der vorgelegten Arbeiten. Sachlichkeit, ja geradezu Aufklärungsbewusstsein und eine Art irenische Distanz zum Objekt stehen obenan, Ausnahme vielleicht der ironische Aufsatztitel „Wo ist Hape Kerkeeling?“ – alle wissen doch, dass er „mal weg“ ist.

Wir warten also auf die versprochenen Wiederholungen des Religionsmonitors, denn zum Nachdenken der Welt über sich selbst trägt er ganz wesentliche Inhalte bei, insbesondere die in ihm dokumentierte Erkenntnis, dass unsere Welt ohne den Aspekt Religion/Religiosität nicht gedacht werden kann: Die Daten sprechen gegen ein solches wieder und wieder versuchtes Ausklammern, und Daten, möglichst in Zahlen und Tabellenform, sind es, die das moderne Publikum beeindrucken. Auf die einzelnen Aufsätze einzugehen, verbietet sich in unserer fachlich spezialisierten Zeitschrift, – mit einer Ausnahme: Armin Nassehi, Soziologe von der Ludwig-Maximilians-Universität München, schreibt über Religiöse Kommunikation und religionssoziologische Konsequenzen einer qualitativen Untersuchung. Gemeint sind Ergebnisse aus 49 (zusätzlichen) qualitativen Interviews, die 2007 in Deutschland durchgeführt wurden. Die Funktion von Kommunikation im Rahmen dieser Spezialfrage wird mir in diesem Aufsatz ebenso wenig deutlich wie die Stellung seiner Zusatzuntersuchung im Rahmen des Gesamtmonitors. Fachliteratur zur religiösen Kommunikation hat Nassehi nicht herangezogen.

Ein Wunsch an einen künftigen Kommentarband: Jeder Länderanalyse bzw. jedem Ländervergleich sollte ein kleiner Vorspann vorangestellt werden, der die wichtigsten Basisdaten zum behandelten Land voranstellt.

Michael Schmolke, Salzburg